

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 22.

Samstag, 23. Januar

1932.

Mord ohne Mörder.

Von Kurt Juhn.

(6. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Schlau wie ein Wolverine.

Oberinspektor Tuder rannte wie verrückt durch die Gänge. Erdschwer war er bei seinem Zimmer angelangt.

Er riß die Schreibtischschublade auf und wühlte in den Papieren. Als er in Händen hielt, was er gesucht hatte, wollte er wieder davon. Doch dann überlegte er und hob mit plötzlichem Entschluß den Telephonhörer ab. „Polizeigefangenenhaus!“

Nervös trommelte er mit den Fingern einen rasenden Marsch auf der Tischplatte.

Endlich meldete sich jemand.

„Hallo, hier Tuder — ja Oberinspektor Tuder. Hören Sie, Sergeant! Gestern abend wurde ein Häftling namens Bill Haslin bei euch eingeliefert. Wiederholen Sie den Namen!“

Der Name wurde richtig wiederholt. Tuder war vorsichtig wie ein Wolverine. Er mußte in dieser Sache ganz sicher gehen.

„Gut, Sergeant! Sehen Sie jetzt sofort nach, ob dieser Bill Haslin noch immer in der Zelle ist, was er jetzt macht, ob er wach ist, schläft oder was sonst. Aber Sie gehen selbst und haften mir mit ihrem Wasserkopf für die Richtigkeit der Meldung, die Sie dann sofort — hören Sie —, sofort zu erstatten haben. Aber schnell, als ob Sie eine Klintenkugel wären. Schluß!“

Tuder hatte den Hörer wieder angehängt.

Nach endlosen drei Minuten klingelte es.

„Hallo, hier Tuder. Also?“

„Ihr Mann . . .“

„Genau, Sergeant, welcher Mann?“

„Bill Haslin ist in der Zelle. Ich habe mir aufschließen lassen. Er war wach. Er lacht in einem fort, Herr Oberinspektor.“

„Gut, Sergeant, danke!“

Tuder hatte den Hörer hingeworfen, das Papier ergriffen und rannte wieder durch die Gänge.

Geradewegs zum Chef.

Er stürmte ins Zimmer, wo Beard noch immer im Gespräch mit Hurlington begriffen war.

„Gott sei Dank“, sagte er erschöpft, „Gott sei Dank! Bill Haslin war es nicht. Den habe ich gestern in Haft genommen!“

Die Hunde bellen . . .

Eine erregte Auseinandersetzung zwischen Tuder und Hurlington wurde von Beard kurz abgebrochen, indem er mehrere Fragen an Tuder stellte.

Dann nahm er Einsicht in das Protokoll des gestrigen Abends, den Überfall in der Oper betreffend.

Hierauf gab der Chef durchs Telephon Befehl an die daktyskopische Abteilung, noch einmal, eindeutig und zweifelsfrei festzustellen, ob die Fingerabdrücke des Mörders der Mary Weel mit den Fingerabdrücken Bill Haslins restlos übereinstimmen.

Die telephonische Rückmeldung erfolgte nach zehn Minuten.

„Eindeutig und zweifelsfrei identisch!“ lautete sie.

„Ich will die Photos der Fingerabdrücke sehen!“ befahl Beard sodann.

Fünf Minuten später begaben sich die drei mit den Photos in das Polizeigefangenenhaus.

Aber bevor sie Scotland Yard verließen, hatte Hurlington einen kleinen Dienstzettel ausgefüllt und einem der Polizisten übergeben.

„Ist Sergeant Warren im Hause?“ fragte er.

„Ja“, hieß es.

„Übergeben Sie ihm den Brief!“

Er enthielt die Aufforderung, mit den Polizeihunden sofort ins Gefangenenhaus zu eilen.

Hurlington handelte ganz instinktiv und ohne lange Überlegung, als er diesen Befehl erteilte.

Und Warren langte mit den Hunden an, als die drei hohen Polizeibeamten gerade aus der Kanzlei traten.

„Warren“, rief Hurlington, als er des Sergeanten ansichtig wurde, „ich habe Sie auf gut Glück kommen lassen. Es ist möglich, daß die Weel-Sache hier ihre Aufklärung . . .“

Hurlingtons Rede wurde durch einen seltsamen Vorgang unterbrochen.

Die Hunde fingen ein furchtbares Geheul an und rissen so plötzlich an der Leine, daß Warren, völlig überrascht, losgelassen hatte.

Und nun stürmten die riesigen Tiere los. Mit gräßlichem Gebell rasten sie über Stiegen und Gänge. Im zweiten Stock setzten sie durch den langen Gang. Vor einer Zelle machten sie Halt und sprangen mit wütendem Getöse gegen die versperrte Tür.

Es war die Zelle, über deren Nummer sich Beard, Hurlington und Tuder in der Kanzlei Auskunft geholt hatten. Als der Schließer, die drei Polizeibeamten und Warren zur Zelle kamen, waren die Hunde ihres Treibens noch nicht müde geworden.

Die Zelle wurde geöffnet.

Die beiden Tiere, wieder in Warrens Gewalt, rissen an der starken Leine und drängten sich gegen den Häftling Bill Haslin, der auf der Britische lag und sicherte.

Beard trat auf Haslin zu, nahm dessen Hand und drückte erst den Daumen, dann die anderen Finger gegen eine mitgebrachte merkwürdige Platte. Dann ließ er die Hand los und stellte sich unter eine Lampe, die der Schließer von außen angedreht hatte.

In der Linken hielt Beard ein Photo, in der Rechten die Wachsplatte mit Haslins Abdrücken.

Er wurde aschfahl.

Nachtsput.

Als die Sache so weit war, griff Hurlington in die Tasche und zog eine Metallschachtel heraus.

Er trat auf Bill Haslin zu und zog ihm die Ärmel in die Höhe. Sodann hieß er ihn, den rechten Fuß auf die Britische zu stellen, und schob ihm das rechte Hosenbein höher. Dasselbe wiederholte er beim linken Fuß.

Als er diesen abtastete, begannen seine Finger zu zittern.

Langsam zerrte er dann den Stoff hinauf, und ein unterdrückter Ausruf scholl durch den Raum.

Auf dem linken Bein des Häftlings war ein Verband aufgewickelt.

Hurlington sah, daß ein Stück des Verbandes fehlte. Er riß den Verbandssehn aus der metallenen Schachtel und hielt ihn gegen den Riß.

Er paßte genau.

Im selben Augenblick richtete sich Haslin zu seiner ganzen Größe empor und lachte.

Das Lachen war grauenhaft und scholl wie ein gräßlicher Nachtschrei durch die Gänge.

Das Lachen erstarrte und seine Stimme, eine heisere, kreischende Stimme, wurde laut:

„Ich habe sie erwürgt . . . ich habe sie erwürgt . . .“

Eine lange Pause.

Haslin setzte sich langsam und gravitatisch nieder.

Sein Lachen scholl wieder auf. Aber leiser und noch höhniischer. Und zuletzt die Worte:

„Erwürgt. Mit diesen Händen!“

Gedanken im Morgengrauen.

Beard, Hurlington und Tucker waren noch um vier Uhr morgens zusammen. Sie waren müde, bleich und abgekämpft.

„Wir haben einen Mörder“, sagte Beard, „einen geistlichen Mörder. Aber ich wage es nicht öffentlich zu erklären, daß Bill Haslin der Mörder Mary Weels ist.“

Der neue Tag hingte gelbe Wolkensehen an die Himmelswand der Stadt.

„Die Zeitungen werden schon gedruckt“, setzte Beard fort, „sie werden den Mord durch alle Gassen schreien. Wehe uns, wenn sie Wind davon bekommen, wie die Sachen stehen. Kein Scherz, meine Herren. Diese Stunde ist die furchtbarste Stunde meines Lebens. Denn ich zweifle an meinem gesunden Menschenverstand!“

„Die ganze Sache ist ein Wahnsinn. Von Anfang bis zum Ende, vollendeter Wahnsinn.“

Tucker blinzelte durch einen kleinen Spalt, den er geschickt zwischen geschlossenen Lidern wachhielt.

„Gehen wir schlafen, Chef“, sagte er mit nüchternen Worten, „wenn man ausgeschlafen ist, sieht alles ganz anders aus.“

Beard stimmte zu.

Als sie durch das Tor schritten, eilten die ersten Zeitungsträger durch die Straßen.

„Hallo“, rief Tucker, „verkauf mir eine Zeitung, Boy!“

Einen Augenblick später beugten sich alle drei über das Blatt.

Die Titelüberschrift in riesigen Lettern verkündete: „Rätselhafter Mord an der Filmschauspielerin Mary Weel.“

Der Artikel befaßte sich eingehend mit der Mordtat. Mutmaßungen über die Täterschaft wurden nicht geäußert und von trügerischen Spuren der Polizei war keine Rede.

Beard atmete auf.

„Gott sei Lob und Preis“, sagte er, „die Zeitungsschreiber wissen noch nichts von der verfluchten Sackgasse, in der wir stehen.“

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“ meinte Tucker mit Galgenhumor.

„Steigen Sie in meinen Wagen“, sagte Beard, „Sie, Tucker, bring ich in die Jermyn Street, dann fahren wir zu meinem Haus und Sie, Hurlington, muß Charlie dann allein zum Chester Square fahren!“

Als sie im Wagen saßen und die Räder zu rollen begannen, schwiegen alle drei.

Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Aber alle Gedanken kreisten um einen Mann und eine tote Frau.

Beard erlebte noch einmal im Geist die Szene mit dem Häftling, dessen Hände in dem Landhaus bei Waddington Spuren hinterlassen hatten, obwohl er hinter Schloß und Riegel saß.

Hurlington dachte an den Augenblick, da seine Hand über Haslins Fuß tastete und den Verband zu spüren bekam.

Und Tucker erinnerte sich an die Worte des haßerfüllten Sträflings:

„Deine Braut, Kanaille! Jetzt weiß ich, wie ich dich ins Herz treffe . . .“

Ein Minister spricht.

Am nächsten Tage entfaltete die Polizei eine fieberhafte Tätigkeit im Landhause Mary Weels.

Jeder Fußbreit wurde untersucht und nach Spuren durchforscht. Jeder Quadratmeter des Gartens mit Lupen abgeguckt.

Das Ergebnis war und blieb:

Im Mordzimmer gab es sichtbare Spuren. Außerhalb des Raumes aber — mit Ausnahme des von Hurlington gefundenen Verbandsstückchens — kein noch so winziges Zeichen, das auf Kommen und Gehen eines Menschen schließen lassen konnte.

Gegen Mittag erschien Beard, der Chef des Sicherheitsdienstes der Metropole, persönlich und ließ sich von Hurlington herumführen. Nach halbstündiger Anwesenheit fuhr er wieder davon.

In seinem Arbeitszimmer erwartete ihn eine neue Überraschung.

Der Polizeiarzt, der gestern abend zu Bill Haslin gerufen worden war und dessen Phantastereien mitanhören mußte, war von Oberinspektor Tucker aufgefordert worden, sein Erlebnis dem obersten Chef persönlich noch einmal bekanntzugeben.

Tucker nämlich war schon um neun Uhr vormittags im Gefängnis erschienen und hatte sich gründlich umgesehen. Auch die Zellennachbarn Haslins, ordnete er an, seien zu seiner Verfügung nach Scotland Yard zu schaffen.

Bill Haslin selbst wurde in eine besondere Zelle gebracht. Tucker trug anscheinend Sorge dafür, daß man die Bewachung dieses Mannes als sicher bezeichnen konnte.

Beard hörte die Erzählung des Polizeiarztes schweigend an.

Tucker ergriff das Wort:

„Haslins Zellengenossen habe ich auch da!“

Beard faltete die Stirn und sagte kurz:

„Etwas Wesentliches, Oberinspektor?“

Tucker nickte.

„Glaub schon. Denn wenn ein Taschendieb und ein Einbrecher zu Protokoll geben, daß sie durch das Gehen eines Menschen wirklich in Angst versetzt wurden, so ist es etwas Wesentliches!“

„Ich will sie hören!“ meinte Beard.

Tucker ging zur Tür und rief einige Worte hinaus. Nach kurzer Zeit waren die Gerufenen zur Stelle.

Beard stellte sich knapp vor die Leute hin, sah sie gründlich an, bis er sagte:

„Kein Gesunkener, Burschen! Kurz und bündig und nichts dazu dichten! Wenn Ihr mir in der Sache einen Millimeter weiterhelfen könnt, wird es Euer Schaden nicht sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Gelöbnis.

Bisher unveröffentlichte Dichtung aus dem Nachlaß von Otto Ernst.

Wenn du mir je ein tiefes Weh bereitest,
Ich weiß es wohl, du meinst es immer gut;
Und nimmer soll darum in mir erkalten
Die treu gehegte, heilig stille Gut.
Du wiegst mich bald in süße Träume wieder,
Füllst mich in deiner Liebe Zauber ein,
Und sagen wird es dir mein selig Schweigen:
Es soll vergeben und vergessen sein.

Wenn ich dir je ein tiefes Weh bereite,
Du weißt es wohl, ich hab' es nicht gewollt,
Und bald wird mich aus meinem Wahn erwecken
Die stille Träne, welche dir entrollt.
Ich will nicht ruhen, bis ich dir mit Freude
Vergolten, was du trugst in stummer Pein,
Und fühlst du wieder meine ganze Liebe,
Laß es vergeben und vergessen sein.

Urlaub vom Tode.

Von Heinrich Reis.

Wunderlich verschlungene Wege geht das Schicksal. Als unbegreifliches Rätsel ist es uns immer gegenwärtig, strömt durch unser Blut, wird mit unserem Atem eingesogen. Und doch ewig fremd, verhüllen es Schleier von Geheimnis: tastende Ahnung nehmen wir nur aus den Spuren, die es hinter sich läßt wie Fußstapfen auf unerbittlicher, unabänderlicher Wanderung. Hilflos fühlen wir uns bisweilen, unserer Winzigkeit gedenkend, als ein Spielball in seiner Hand.

Ein vor Jahresfrist vielbesprochenes Ereignis gab Ursache zum Austausch solcher Gedanken in abendlichem Freundeskreis. Es handelte sich um das Geschick eines Bordmonteurs, der bei einer Luftschiffkatastrophe, die fast der gesamten Besatzung das Leben kostete, neben wenigen Gefährten heil oder doch nur mit leichten Brandwunden davonkam; allein kurze Zeit später ereilte auch ihn der Tod, der lächerliche Zufall eines alltäglichen Verkehrsunglücks zerbrach das Leben, dem weit schlimmere Gefahr zuvor nichts hatte anhaben können. Es schien, als ob sich der Tod wieder auf das Opfer entsann, das er einmal ent schlüpfen ließ, dem er gleichsam Urlaub gab für eine letzte, knappe Frist.

Diese Erinnerung wurde für einen aus der Runde Anlaß, eine ähnliche Geschichte zu erzählen, die ihn näher betraf, sich an einem Jugendbekannten und gewissermaßen unter seinen Augen vollendet hatte. Der, von dem die Rede ging, war ein in ehern willensstarkem Training geübter Sportsmann und verwagener Alpinist, ein Mensch, der weder Furcht noch Nerven kannte und mit strotzender Gesundheit frei über dem Abgrund ungewisser Zukunft schritt. Auf einer Skifahrt im Gebirge, da schneereicher Winter mit flimmernder Pracht auf den geschrägten Hochflüchen glänzte, aber auch mit Lawinensturz und verdeckten Gletscherpalten heimliche Bedrohung schuf, widerfuhr ihm ein Abenteuer, das kaum ein zweiter glücklich bestanden hätte und das seine, durch unerschütterliche Lebensenergie vorbereitete Rettung wie ein unwahrscheinliches Wunder bestaunen ließ.

Gewohnt, auch unsicheres Gelände auf Skiern einsam zu durchstreifen, in selbstlicherem Trost bereit, es mit der schlimmsten Gefahr aufzunehmen, war er mitten im tausenden Schwung in einer verborgenen Spalte eingebrochen. Die Wucht des Sturzes war so groß, daß er kopfüber in die Tiefe ging, von einem der Stihölzer noch, während das andere splitterte, zwischen den Wänden der Spalte festgeklemmt. Selbst in dieser furchtbarsten Lage, über dem schauerlich klaffenden Abgrund, verließ ihn nicht die Ruhe und die klare, zielsichere Überlegung.

Es gelang ihm, mit dem Eispickel, den er vom Gürtel löste, Nischen in die Gletscherwand zu brechen und unter gewaltigster Anstrengung sich derart zu drehen, daß er in den eingekerbten Stellen Halt fassen konnte, ehe er den Fuß aus der Bindung des unterkehrten Stis befreite, und nun inmitten der steilgeschrägten Wände aufgerichtet, mit gespreizten Knien an das Eis geklebt, seiner Rettung wartete. Nach Stunden wurde eine Touristenschar auf seine Hilferufe aufmerksam, durch das Seil des Führers, das er, halb erstarrt schon, noch zu fassen und um den ledernen Hüftgurt zu kneten vermochte, ward er aus der vielhundertmetertiefen Spalte und gleichsam aus den schnappenden Zähnen des Todes unverfehrt herausgezogen.

„Von keinem anderen hätte ich das Erlebnis geglaubt“, fuhr der Erzähler fort, „aber seine Art war nicht großsprecherisches Rühmen. Er berichtete mir sein Abenteuer einmal in vertaunter Stunde, kaum als ob es etwas wichtiges wäre, und nur ein dunkler, sinnender Ernst in seinen Augen ließ die Furchtbarkeit jenes Wartens zwischen Leben und Tod empfinden. Fast ärgerlich aber wehrte er, wenn ich anderen gegenüber seine Rettung kundgab, es widerstrebte ihm, von müßiger Neugier angestaunt zu werden. Inzwischen habe ich oft darüber nachgedacht, ob jenes Geschehen nicht doch vielleicht etwas in ihm zerbrach, einen Riß in der Lebenskraft, einen heimlichen Schaden der Gesundheit zur Folge hatte. Wohl schien er unberührt frisch und zukunftsstrotzend, sprach heiter von seinen Plänen, aber wer weiß, ob nicht das Furchtbare, dem er so nah ins Antlitz geschaut, eine Angst in ihm zurückließ, verborgen irgendwo lauere der Tod wie ein Raubtier in Witterung auf die einmal entgangene, schon sicher bejessene Beute?“

Und es kam zum Ende, ganz unerwartet. Der Tod wollte die Niederlage, die ihm menschliche Kraft und Kaltblütigkeit bereitet hatte, nicht verschmerzen. Kaum ein Vierteljahr später, an einem lieblichen Badestrand, wo Sonne des Südens in Frühlingswärme säßelte und alles Licht und heiter schien, holte er ein zweitesmal zum Schlage aus und über-rumpelte den Ahnungslosen, der an Sterben gewiß so wenig dachte, wie wir, die um ihn waren. Ich warf ihm noch ein

Scherzwort zu, ehe er von dem mäßig hohen Sprungbrett ins Wasser schnellte, um nicht wieder emporzutauhen. Gleichmütig sahen wir die Wellen über ihm verebben, wer hätte auch Sorge haben sollen um den muskelfarten, in schlimmen Strudeln erprobten Schwimmer? Und doch, auf dem Grunde der klaren, blauspiegelnden Fläche erwartete ihn der Tod, nahm ihn in die Arme wie einen Bekannten, Längstverfallenen.

Die Ursache des Unglücks ist niemals ganz geklärt worden; die Ärzte meinten, den Schwimmer habe im Tauchen ein plötzlicher Krampf überwältigt. Aber ich kann nicht von dem Gedanken loskommen, daß es notwendiger Ablauf des Schicksals war, Buße für die Tat, mit der ein Mensch das Geschick überwand. Er hatte es besiegt und doch nicht niedergewungen, nur einen kurzen Urlaub gab es ihm, dann tat das glatte, blauspiegelnde Wasser für den Tod den Dienst, den die grauig klaffende Gletscherpalte versagt hatte. Kennt es töricht: Mir war, als hätte ich einen Augenblick tief in das heimliche Getriebe dunkler Lebensbegehungen geschaut, und noch heute in der Erinnerung faßt es mich mit den gleichen rätselhaften Schauern. . .“

Die Geschichte von Bimgari, dem Zauberdozent.

Ein Erlebnis in Australien, erzählt von Anton A. Fischla.

Nirgend kann die Sonne so mittelstlos niederbrennen wie in Neuseelands. Die Schafzüchter, die hier noch geblieben sind, leben von den artelischen Brunnen. Und sonst — wer gerade nicht sehr mit Städtgütern gesegnet ist, der lebt von den Kaninchen.

Wir hatten einen alten Kraftwagen ausgeliehen, dazu Drahtgitter und Pföde, ein paar alte Zelte und Wasserkrüge, und waren von Bimbour-Station gegen Duffer Dam gezogen, einem Wasserloch, das der Regierung gehört.

Eulalyptusgruppen, Sand, Staub und Hitze. Und dann kamen wir zu dem Dam, einem Sandhaufen, hinter dem einen halben Meter hoch schmutzig graues Wasser stand, stinkendes Wasser, mit Tausenden von Vögeln, das einzige Wasserloch in weitem Umkreis. Wir stellten das Drahtgitter auf, schön im Quadrat rings um den Tümpel, mit zwei schmalen Gängen und zwei kleinen, nur wenige Quadratmeter großen Kammern. Feinmaschige Drahtnetze mit einem Eingang wie ein Fischernetz. Nach außen breit und nach innen, dem Wasser zu, ganz schmal. Gerade breit genug, um ein Kaninchen durchzulassen.

In der Nacht kamen sie dann, Tausende, Zehntausende. Der Reichtum des Landes wird von diesen Kaninchen geliefert, den Millionen Nagern, die überall den Boden unterwühlen. In der Regenzeit trinken sie natürlich ebenso wenig wie Europas Hasen. Im Sommer aber, da alle Gräser vertrocknet sind, suchen die Tiere meilenweit nach Tümpeln. Sie wandern Kilometer, um an das Wasser zu kommen. Blind gehen sie in alle Netze. Auch in unsere liefen sie. Man treibt sie in die kleinen Kammern. Bricht ihnen mit einem Griff das Genid. Zieht mit kurzem Ruck das Fell ab. Man fängt in trodenen Sommern leicht 1200 Tiere in einer einzigen Nacht. Kein Füllhut auf der Welt, zu dem nicht australische Kaninchen den Pelz gelassen hätten.

Zwei Nächte währte dieses graufige Worden. Dann trafen wir Bimgari, den berühmten Zauberdozent. Das ist ein Neger, uralt und vertrocknet, ein Mann von mindestens 80 Jahren. Klein, verschlagen. Er hat ein altes Zelt als Wohnung, ist fast nackt, schnitzt Boomerangs. Meist lebt er hier beim Wasserloch, oft aber ist er weit draußen in der Wüste, manchmal kommt er nach Bimbour, wenn er Tabak braucht. Er ist ein Zauberer. Seine Kunst allein soll das Wasser im Loch von Duffer Dam halten. Nur er kann die noch reichlich wilden Ureinwohner dazu bringen, als Führer für die Opalsucher zu dienen, als Boys und Träger. Ein geheimnisvoller Mann, der Neger Bimgari.

Wir also saßen um das Feuer. Da kam er. Ob wir nichts von Petters wüßten, dem Opalsucher? Wir wüßten nichts. Bimgari nahm sein Tabakgeschenk und ging.

In derselben Nacht dann, als eben Noth Wache hatte und wir andern schliefen, kam der graufige Wagen mit der Negersleiche. Noth hörte ein Pferd herantraben, er wachte uns. Wir fanden ein halbverdurftetes Tier, das einen zweirädrigen Karren zog. Und dann sahen wir den Neger, nackt, mit furchtbaren Wunden, tot seit mindestens zwei Tagen. Er lag im Wagen, unter einem Mehlsack und einem alten Zelt. Welche Tragödie hatte sich da wieder in der Wüste abgepielt? Ein Weiser, der in einem Todesuchtsanfall, wie er manchmal dem Verdursten vorausgeht, seinen Boy erschlug? Das Pferd ging den Kaninchen nach zum Wasser. Wo war der Weiser geblieben? Petters hatte doch einen schwarzen Boy gehabt?

Drei Autostunden waren bis zur nächsten Farm. Sie hatten dort ein Telephon. Aber auch den gemeinsten Verwalter in der ganzen Gegend, Hoyt, einen Mann, von dem niemand wußte,

wie er zu diesem Posten kam, von dem nur der ganze Distrikt wusste, daß man sich vor ihm in Acht nehmen mußte. Dem von dem Hund erzählen?

Wir suchten Bimgari, um mit ihm über den schrecklichen Hund zu sprechen, ihn auszufragen, ihn zur Farn zu schicken. Der Zauberdoctor war verschwunden.

Drei Stunden Kampf mit Sanddünen also, mit heißem Wind und breiten Rissen, die die Hitze in die Erde sprengte. Hoyt war betrunken, wie immer. Ein toter Neger? Was ging ihn der an? Ein Weiser in der Wüste? Sollte er doch zum Teufel gehen! Nein, er wolle nicht nach dem Weisen suchen lassen, auch nicht nach Bimbour telefonieren, überhaupt nichts mit der Polizei zu tun haben. Wir gingen, gruben den Schwarzen selber ein.

Kaum aber waren wir beim Wasserloch, als am Horizont eine Staubwolke hoch kam, als lautes Dröhnen das Nahen einer Schafherde anzeigte. Und da traf auch Bimgari ein. „Hoyt hat seine Schafe hierher zum Damm treiben lassen“, sagte er atemlos. „Ich großen Zauber gemacht... Regen kommen.“

Wir hatten kaum die Gitter retten können, kaum die Ausbeute der letzten Nacht aufs Auto geworfen, als die ersten Schafe über den Damm stürzten. Hunderte folgten, drängten die ersten Tiere ins Wasser, immer neue Massen kamen und zertrampelten die Leiber der Ertrunkenen.

Bimgari sah zu. Er lachte leise vor sich hin.

Eine Stunde später war Hoyt da. Er bot uns Schadenersatz an, wollte die ruinierten Drahtzäune bezahlen. Er war plötzlich sehr freundlich. Auffällig freundlich. Aber er konnte nicht gut verbergen, daß er nur ein Interesse hatte: uns rasch vom Wasserloch wegzubringen. Wir fuhren zum Schein fort. kamen in der Nacht wieder. Behielten das Wasserloch im Auge. Bimgari war zu uns gekommen, hatte uns darum gebeten. Nun, und dann sahen wir auch, warum.

Lange nach Mitternacht mußte es schon sein, als das Summen eines Motors hörbar wurde, als ein Wagen knapp beim Damm hielt. Ein Mann stieg aus, beugte sich zum Wasser. Die Schafe hatten den Tümpel fast leer getrunken. So fiel es dem Fremden drüben nicht schwer, einen schweren, großen Sack im Schlamm zu finden. Mühselig nur konnte der Mann ihn ans Land bringen. Aber er schien noch anderes zu suchen. Lange wartete er im Tümpel herum, immer den Rücken zu uns gekehrt. Dann ging er zum Auto zurück, kam mit einem andern Mann zurück. Sie trugen etwas, das wie ein Mensch aus sah. Es war einer: Petters. Und dann begann die grausamste Marter, die man sich denken kann. Sie versuchten, dem gefesselten Petters irgend ein Geheimnis zu entlocken. Ein langgezogener Schrei... wieder einer... Noch sprang auf, stürzte auf den einen Fremden. Er war noch nicht dort, ich kaum auf halbem Weg hinter ihm, als es durch die Luft sauste; einer der Männer beim Damm fiel wie vom Blitz getroffen: Bimgari hatte einen Boomerang geworfen. Wieder ein Säulen, und der zweite lag am Boden. Als wir hintamen, erblickten wir Hoyt.

Petters war halbtot vor Durst. Man hatte ihm die Hände zusammengeschnürt und die Stricke immer enger gezogen, um ihn zum Sprechen zu bringen: Wo der zweite Sack mit Opalen sei...

Nun, Bimgari lachte und rauchte. Er bat uns, die beiden Verbrecher nach Bimbour mitzunehmen. Er war wirklich ein Zauberdoctor, Medizinmann seines Stammes und — Agent der Britischen Polizei Australiens. Lange schon sah er Hoyt auf den Felsen, dessen Geschäft darin bestand, Opaluchern nachzuschleichen, ihnen die Funde abzunehmen. Er ließ die Weisen verbürsten, erschlug die schwarzen Diener. Man glaubte an Delfiren, an Dramen des Durstes. Petters war ihm entkommen, er hatte seine Opale im Tümpel von Duffer Dam versteckt, Hoyt und sein Helfer aber erwischt ihn und zwangen ihn, das Versteck anzugeben. Hoyt schickte dann die Schafe, um uns zu vertreiben und den Wasserspiegel zu senken, unter dem die Opale lagen.

Wir waren von Bimgari nur als Zeugen gebraucht worden. Als Zeugen eines Dramas im australischen Busch, dessen Menschen hart und unerbittlich sind, grauam wie die glühende Sonne.

„Benutze nur drei Finger, um das Fleisch anzufassen.“

Wie Löffel und Gabel zu uns kamen.

Von Paul Ankermann.

„Mit der Gabel ist's ein Ehr', mit dem Löffel kriegt man mehr.“

Dieses dem deutschen Volksmund entstammende alte Sprichwort ist charakteristisch für die kulturgeschichtliche Entwicklung des Gebrauchs dieser aus dem heutigen Leben nicht mehr fortzubedenkenden Esstöpfe. Was übrigens das Alter betrifft, so kann der Löffel stolz auf die Gabel herabsehen.

Die ältesten Funde, die bei den Ausgrabungen in Griechenland und in Ägypten gemacht worden sind, enthielten meist Geräte, die der Form des Löffels von heute entsprechen, eine Tatsache, die man von der Gabel nicht behaupten kann.

Von den alten Ägyptern sind uns bronzene und kupferne Löffel überliefert worden, aus dem Reich der Pharaonen besitzen wir solche aus Holz und Eisenbein, zum Teil mit wunderbarem Schnitzwerk. Die Gelehrten nehmen aber an, daß die Ägypter diese Löffel nicht zum Essen benutzten, sondern um Parfüm auf die Räucherpfanne zu gießen und so die besonders beliebten Wohlgerüche zu erzeugen.

Die Römer benutzten Löffel ursprünglich als Schöpfzellen, um Wein aus den Fässern in kleinere Schalen zu füllen. Die römischen Löffel, die wir kennen, sind teilweise vorn zugespitzt. Bei den bekannten Gelagen wurden mit ihrer Hilfe Eier, Austern oder Schnecken geöffnet. Von der Existenz der Gabel hören wir im ganzen Altertum nichts.

Dem Mittelalter ist es vorbehalten, die Sitte einzuführen, Gabel und Löffel als unentbehrliches Esstischgerät zu benutzen. Selbstverständlich bürgerten sich diese Gewohnheiten nicht von heute auf morgen ein, und wie bei fast allen Kulturereignissen mußten auch hier die Vorkämpfer viel Spott über sich ergehen lassen. Italien, das Land, in dem damals die Vertreter aller Völker sich ein Stelldichlein gaben und ihre Sitten und Gebräuche mitbrachten, kann von sich behaupten, daß in ihm der Gebrauch der Gabel bereits um 1360 zum erstenmal von einer byzantinischen Prinzessin bei einem Gastmahl vorgeführt wurde. Aber noch um 1580 war sogar das Essen mit dem Löffel eine Seltenheit.

Montaigne rühmt die Schweizer, weil sie stets so viel Löffel auf die Tafel legen, wie Gäste da sind. Immerhin wurde es dann in den vornehmen Häusern aller europäischen Familien üblich, wenigstens einige Löffel anzubieten; aber es kam niemals vor, daß für jeden Gast ein Löffel vorhanden war. Suppe aß man nicht mit dem Löffel, sondern er diente nur dazu, um die Suppe aus der Terrine in die Schalen zu füllen, aus denen die Gäste dann die Suppe schlürften.

In den Tischregeln, die ein Dichter des 15. Jahrhunderts in Verse gebracht hat, werden die Kinder noch eindringlich ermahnt, sich nicht bei Tisch mit denselben Fingern die Nase zu reinigen, mit denen sie das Fleisch anfasen...

Im Jahre 1480 gibt der „Knigge“ der damaligen Zeit in dem Buch vom guten Ton allen Leuten von Welt folgende wohlgemeinte Ratschläge: „Benutze nur drei Finger, um das Fleisch anzufassen. Stecke es nicht mit beiden Händen in den Mund. Lasse nicht zu lange deine Hände in dem Teller. Man wird dich für gemein und schlecht erzogen halten, wenn du dir mit den Fingern die Nase oder andere Teile des Körpers reißt, ehe du mit ihnen das Fleisch zum Munde führst.“

Im 16. Jahrhundert werden die Elegants davor gewarnt, vom Essen fettige Finger nach dem Mahle in den Mund zu stecken, um sie zu reinigen oder am Gewande sauber zu reiben. Es ist anständiger und ehrenhafter — so kann man lesen, daß man dies mit einem Tuch oder mit einer Serviette tue. Es galt auch als „ein lächerlich Ding“, ein Ei mit der Hand und den Nägeln zu schälen. Viel schöner und anständiger war es, dies mit dem Messer zu besorgen.

In den Memoiren jener Zeit tauchen auch die ersten Angaben über die Gabel auf. Sie ist eine Rarität, und wer sie besitzt, wird bewundert. Die Gattin Ludwigs X., Klementine von Ungarn, und die Frau Karls des Schönen, Johanna d'Evreux, besaßen je eine eigene Gabel. Die Herzogin von Touraine übertrumpfte diese; denn sie nannte sogar zwei Gabeln ihr Eigentum. Kann man sich da noch wundern, wenn Karl VI. noch größeres Aufsehen erregte, da er nicht weniger als drei Gabeln hatte, die er nur zum Obstessen benutzte!

Von 1600 ab datiert der Siegeszug der Gabel. In Italien finden sich in jedem gutgesitteten Bürgerhaus genügend Gabeln, und es ist selbstverständlich, daß jeder Edelmann seine eigene mit sich führt. In Nordeuropa führte ein Engländer, der längere Zeit in Italien gelebt hatte, die Gabel ein. Sein Name ist uns überliefert. Er heißt Thomas Corgate. „Merkwürdig ist der Umstand“, so erzählt dieser Engländer, „daß man niemals einen Italiener dazu bewegen kann, mit den Fingern von seinem Teller zu speisen. Als Grund nimmt man an, daß alle Leute nicht sehr saubere Finger haben. Ich habe diese Sitte, mit Geräten zu essen, angenommen und auch in England beibehalten.“

Noch Ludwig XIV. lernte die Gabel erst in vorgerücktem Alter kennen, in seiner Jugend bediente er sich wie die meisten seiner Zeitgenossen der Gabel, die die Natur allen Menschen gegeben hat, nämlich der — Finger.